

# Verlust und Ersatz im Leben der deutschen Sprache

Von Prof. Dr. Otto Behagel

Im Leben der Völker wie im Leben des Einzelnen ist tief der Glaube eingewurzelt, daß in der Kindheit, daß in vergangenen Tagen die goldene Zeit gewesen, daß früher alles besser und edler, größer und schöner gewesen sei.

Auch gegenüber den Schicksalen der Sprache hat lange Zeit die dunkle Empfindung oder die wissenschaftliche Überzeugung gegolten, daß das Ältere jeweils das Bessere sei, daß die Veränderung gleichbedeutend sei mit Verfall, mit Verschlechterung. Wenn diese Anschauung aber so feste Wurzeln fassen konnte, daß sie bis auf den heutigen Tag nicht überwunden ist, so hat das außer jener allgemeinen Neigung des Menschenherzens noch seine besondere Ursache. Die deutsche Sprachforschung ist begründet durch Jakob Grimm. Dieser aber ist hervorgegangen aus der Romantik, die mit Begeisterung ihren Blick und ihren Anteil dem Mittelalter zugewandt hat. So finden wir auch bei Jakob Grimm die starke Vorliebe für das Ältere, eine deutliche Vernachlässigung des Neueren und Neuesten. In seinem mächtigen Werke der deutschen Grammatik spielt neben dem Gotischen, Altnordischen, Altenglischen, Altsächsischen, Althochdeutschen, Altfrisischen und Mittelhochdeutschen das Neuhochdeutsche eine fast kümmerliche Rolle; die deutschen Mundarten der Gegenwart sind für seine Forschung so gut wie gar nicht vorhanden. Im deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm geht das gelegentlich so weit, daß statt der richtigen neuhochdeutschen Sprachformen längst untergegangene ältere Formen angegeben sind, die jüngeren, allgemein gültigen Bildungen als sprachwidrig bezeichnet werden.

Es ist im wesentlichen die Entwicklung der Naturwissenschaften, die hier Wandel geschaffen hat. Auch auf diesem Gebiete hat früher der Glaube geherrscht, daß in grauer Vorzeit ganz andre Mächte am Werke gewesen seien als in der Gegenwart, daß alles größer und gewaltiger gewesen sei. Allmählich ist aber die Erkenntnis durchgedrungen, daß heute sich die gleichen Vorgänge abspielen wie vor vielen Jahrtausenden, daß also die Gegenwart die Lehrmeisterin ist für das Verständnis der Vergangenheit.

Aber die Naturwissenschaften haben uns noch ein Zweites gelehrt: daß bei dem Wandel der irdischen Dinge der Zweck eine entscheidende Rolle spielt, daß eine immer stärkere Anpassung an die Lebensaufgaben stattfindet, daß das Fähigere das weniger Fähige überlebt. Daraus ergibt sich also beinahe eine Umkehrung der früheren Anschauungen: der Wandel der Dinge

führt nicht zur Verschlechterung, sondern bringt Gewinn; die Auslese schafft vollkommenere Träger des Kampfes ums Dasein.

Etwa seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben diese Gedanken sich nach und nach auch in der Sprachbetrachtung durchgesetzt. Wir wissen heute: was in der Sprache abstirbt, das hatte seinen Wert verloren; das Neue hat seine gute, starke Berechtigung. Kein Verlust ohne Ersatz; auch im Leben der Sprache gibt es einen Kampf ums Dasein, bei dem das Zweckmäßigere siegt. Das Zweckmäßigere, das bedeutet im Leben der Sprache das Deutlichere, das, was leichter und rascher verstanden wird.

Wir wollen diese allgemeinen Sätze an einer Reihe von Erscheinungen im einzelnen belegen.

Am wenigsten ist es heute noch notwendig, die Mundarten gegen das Vorurteil zu verteidigen, als ob sie das Ergebnis einer Entartung seien, als ob in ihnen eine verderbte Schriftsprache vorliege. Wir wissen heute, daß sie eine lebensvolle, nach klaren, festen Gesetzen sich vollziehende Entwicklung aus älteren Sprachzuständen darstellen.

Aber es gibt umgekehrt auch Leute, die die Ausbildung der Schriftsprache, ihre Erhebung über die Mundarten beinahe als etwas Bedenkliches, als etwas Unerfreuliches ansehen. Sie tun das zum Teil in der Meinung, als ob die Schriftsprache ein rein künstliches Erzeugnis, nichts Selbstgewachsenes sei, als ob in ihr nichts andres bestehe, als was sie aus den Mundarten übernommen habe. Aber das ist vollkommen falsch: die Schriftsprache führt ein durchaus selbständiges Eigenleben; sie hat nicht bloß Wörter, sondern auch Wortbildungsmittel und Satzfügungsweisen hervorgebracht, von denen keine Mundart eine Ahnung hat. Aber die Gegnerschaft gegen die Schriftsprache hat sich auch in Taten umgesetzt. Insbesondere auf niederdeutschem Boden hat allezeit eine gewisse Anlust bestanden, sich dem Joch der hochdeutschen Schriftsprache zu beugen. Und ganz neuerdings sind besonders kräftige Versuche gemacht worden, ein niederdeutsches Schrifttum zu schaffen, Bestrebungen, die zumal in Hamburg ihren Sitz haben und denen sich teilweise höchst erfreuliche dichterische Kräfte zur Verfügung gestellt haben, Männer z. B. wie Gorch Fod und Heinrich Wriede, deren plattdeutsche Prosa zum Echtesten gehört, was mir von mundartlichem Schrifttum bekannt ist. Und diese scheinbar rückläufigen Bemühungen haben ihre gute Berechtigung. Die Schriftsprache hat den unvergleichlichen Vorteil, daß sie in allen Teilen des deutschen

Sprachgebietes verstanden wird; sie hat ihn aber errungen auf Kosten ihres Reichthums an Wörtern für sinnlich anschauliche Dinge. So verfügt die mundartliche Dichtung über einen viel größeren Schatz an Bezeichnungen für das derb greifbare Leben und kann damit auch zum Jungbrunnen für die Schriftsprache selber werden. Zugleich aber kann dieses mundartliche Schrifttum nicht anders: es muß Heimatkunst sein, es kann seine Schauplätze nicht in Paris, London oder am Goldenen Horn wählen. Gefahr aber ist nicht vorhanden. In dem Augenblick, in dem die Bewegung zu weit gehen sollte, wo sie eine Bresche legen wollte in die Einheit der Schriftsprache, da würde die Bewegung zurückfluten müssen ganz einfach aus Gründen der Zweckmäßigkeit: wer nicht mehr verstanden wird, gibt ganz von selber seine unverständlich gewordene Rede wieder auf.

Schwieriger erscheint es, die Entwicklung unserer Sprache in Schutz zu nehmen gegen solche Bedenken, die aus Erwägungen über die Schönheit der Erscheinungen stammen. Wir haben es hier zum Teil mit Gedanken zu tun, die auf die Lehren Herders und Hamanns zurückgehen. »Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts«, so heißt das glänzende Schlagwort, das Hamann geschaffen hat. Das will besagen, daß in der Ursprache das Wort durchaus sinnlich gewesen sei, stets begleitet mit einer sinnlichen Anschauung, stets etwas Greifbares, Hörbares, Schaubares bedeutet habe. Diese sinnliche Fülle der Anschauung, man begeistert sich für sie mit großer Lebhaftigkeit, man beklagt es, daß heute die Erscheinungswelt verblaßt sei, daß an die Stelle des Schaubaren das bloß Gedachte getreten sei.

Dazu sei zunächst Tatsächliches bemerkt. Der Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit ist gar nicht so groß, wie man es sich wohl vorstellt: die alte Zeit ist nicht so ausschließlich sinnlich, die neue nicht so unsinnlich, wie es dem oberflächlichen Blick erscheinen könnte. Wenn etwa der Indogermane das Wort aussprach, aus dem griechisch *ποινα*, lateinisch *poena*, unser »Pein«, entspringt; oder das Wort, aus dem lateinisch *monere*, unser neuhochdeutsches Wort »mahnen«, hervorgegangen ist, so hat er damit sowenig eine sinnliche Vorstellung verbunden wie wir selbst mit den Wörtern »Strafe« oder »Buße«, »denken« und »glauben«.

Auf der andern Seite ist die Gegenwart noch reichlich sinnenfreudig. Zwar ist es ihr versagt, beliebige Dinge mit beliebigen Lautgruppen neu zu bezeichnen. Aber unermüdblich hat sie aus dem Nichts Wörter geschaffen und kann sie Wörter schaffen, die Schall- und Bewegungsvorgänge im Lautbild festhalten: Wörter wie »bimmeln«, »planschen«, »plauschen«, »sumsen«, »tatschen«, »klatsch«, »patsch«, »bums« und

»schrumm«. Und mit diesen Neubildungen kann dann das alte Spiel wieder beginnen, der Übergang von sinnlicher zu rein gedanklicher Bedeutung: von »patsch« kommt »Patsche«, »in die Patsche«, d. h. in Verlegenheit geraten, und das Schallwort »Kladderadatsch« kann uns soviel bedeuten wie Zusammenbruch.

Trotzdem darf zugegeben werden, daß in jüngeren Tagen die Wörter mit überwiegender oder mit allein geltender gedanklicher Bedeutung zahlreicher sind als in älterer Zeit. Aber ist das nun wirklich ein Unglück? Und könnte es überhaupt anders sein? Wer es als wünschenswerten Zustand betrachten wollte, daß unsere Wörter noch durchaus sinnlich wären, der könnte ebenfugot verlangen, daß unser Handel sich zur Abwicklung seiner Geschäfte der Kaurimuscheln bedienen solle, statt des Schecks, des Wechsels, der Banknote. Man kann geradezu sagen: das Verblaffen der sinnlichen Bedeutung ist die notwendige Vorbedingung für jeden geistigen Fortschritt; erst wenn die Wörter lediglich Wertzeichen geworden sind, können sie dem Zweck des geistigen Verkehrs vollauf genügen. Wörter mit rein sinnlicher Bedeutung sind vielfach unhandlich wie die Schnüre mit den Kauris.

Das Wort »Fürst« z. B. hat ursprünglich bloß den Vordersten bedeutet, also eine reine Raumvorstellung verkörpert. Aber daß er der Vorderste sei, d. h. natürlich der Vorderste im Kampfe, der Erste bei der Beuteverteilung, das war nur ein Teil der Gesamtanschauung. Um das volle Bild zu erhalten, mußte man etwa hinzufügen, daß er der Stärkste sei, der Klügste, der Vornehmste, der, der die meisten Kauris, das meiste Vieh besitzt.

Fast unmöglich wäre es natürlich gewesen, mit rein sinnlichem Wortstoff rein geistige Vorstellungen und Vorgänge zu bezeichnen, das Leben der Seele, Gott und Jenseits, Gut und Böse. Ohne das Unsinnlichwerden der Wörter keine Entwicklung sittlicher und religiöser Anschauungen. Die niederen Vorstellungen, wie sie etwa ursprüngliche Völker vom Leben nach dem Tode besitzen, sie sind zum Teil die notwendige Wirkung der noch sinnlich gebliebenen Sprache.

Aber es kommt noch etwas Weiteres hinzu. Wir können zweierlei Gattungen von Wörtern unterscheiden: einerseits solche, die für sich allein etwas bedeuten, Wörter wie »Fisch«, »Baum«, »Engel«, »Himmel«, »rund«, »süß«, »schlafen«, »fallen«, andererseits solche, die für sich allein keine befriedigende Vorstellung ergeben, die einer Hilfsvorstellung bedürfen: Wörter wie »Bruder«, »Schwester«, »Herr«, »Diener«, »Teil«, »Ersatz«, »verwandt«, »übrig« und unzählige andre. Wir müssen wissen, wessen Diener jemand ist, wofür Ersatz verlangt wird, mit wem Verwandtschaft besteht. Diese Beziehungen der

Dinge, der Vorstellungen zueinander sind unsinnlicher Natur, können weder gesehen noch gehört werden. Nur Wörter mit gedanklicher Bedeutung sind zu ihrer Wiedergabe brauchbar. Man kann also behaupten: Die ganze Verflechtung der menschlichen Dinge kann nur gedacht und nur gesagt werden, wenn es Wörter mit unsinnlicher Bedeutung gibt.

Die Lobreden auf die alte Zeit gelten aber nicht bloß dem Inneren, sondern auch der äußeren Gestalt der Wörter. Wer einmal das gotische Vaterunser des Alfisas gelesen oder gehört hat, der strömt über von Begeisterung für die Klangfülle und Klangschönheit der alten Sprache: »Atta unsa thu in himinam, weihnai namo thein, qimai thiudinassus theins«, und er beklagt die Armut der heutigen Sprache an vollen Ausgängen, die rücksichtslose Herrschaft des tonlosen e in unsern Wortenden. Nun sind wir so heute so weit, daß uns die äußere Form, die bloße Schönheit eines Dinges nicht mehr in erster Linie steht. Wir bauen unsre Häuser von innen heraus; erst der Zweck, dann diezier. Daß aber die vollen Vokale den Zweck der Rede, die möglichst rasche und leichte Mitteilung hemmen, liegt auf der Hand. Die vollen Endungen beanspruchen mehr Kraft und mehr Zeit als unsre heutigen; sie wären Verschwendung für die Gegenwart, die »GGB« für das Bürgerliche Gesetzbuch sagt, die von »Ila«, »Bugra« und »Sapaga« redet. Ein einfacher Versuch bringt die Bestätigung. Ich habe mir von jenem Kapitel des Matthäus, in dem das Vaterunser enthalten ist, dreißig Verse laut vorgelesen, einerseits in gotischer Sprache, andererseits in der Übersetzung Luthers. Es ergab sich, daß das Neuhochdeutsche nahezu ein Drittel weniger Zeit in Anspruch nahm als die Sprache des Götterbischöfs. Das liegt nicht bloß an der größeren Dauer, die den volleren und zahlreicheren Endsilben an sich zukommt; es ist auch wichtig, daß die kürzeren Wörter sich leichter zu einheitlichen Betonungs- und Atemgruppen zusammenschließen, also auch weniger Pausen und neue Einsätze der Stimme verlangen.

Dabei sei noch ein besonderer Fall ausdrücklich hervorgehoben. Wir betrachten es mit Recht als einen großen Vorzug unsrer neueren Sprache, daß sie neuschöpferisch ist in der Bildung von Zusammensetzungen, die nicht nur zwei, sondern auch drei und mehr Wortstämme vereinigen, wenn wir uns auch nicht gerade für den »Dampfstraßenbahnaktiengesellschaftspräsidenten« begeistern können. Aber denken wir in unsre mehrgliedrigen Zusammensetzungen alle die vollen Endvokale der älteren Zeit eingefügt, so würden Bildungen von äußerster Unbequemlichkeit entstehen. Die »Dampfstraßenbahn« allein schon würde etwa »Dampfastrakonobana« lauten.

Wir dürfen freilich kaum annehmen, daß bei dieser Abschwächung oder Unterdrückung der Endsilben ein unbewußter Drang nach Beschleunigung oder gar die bewußte Absicht der Zeitersparung gewaltet hätte, wie überhaupt das bewußte Handeln in der Veränderung der Sprache eine sehr geringe Rolle spielt. Tatsächlich kann die Sprachwissenschaft bis auf den heutigen Tag die Ursache dieses Sprachwandels nicht mit Sicherheit feststellen. Wir wissen bis jetzt nur soviel: Abschwächung und Untergang der Nebensilben hängt zusammen mit der starken Betonung, dem besonderen Nachdruck, der im Deutschen auf der sachlich wichtigsten Silbe, d. h. zumeist auf der Stammsilbe des Wortes liegt.

Wir können aber vielleicht doch noch einen Schritt weiter kommen. Es wird sich uns nachher zeigen, daß in jüngeren Zeiten der deutschen Sprache die Bedeutung der Wörter und Wortformen vielfach Verdeutlichung und Verstärkung erfuhr durch allerlei Zusätze, die zu ihnen hinzutreten. Diese Zusätze erfüllten jetzt Aufgaben der Bestimmung, der Unterscheidung, die ursprünglich den Endungen allein zukamen. Mit dieser Entlastung verloren die Endungen ihre frühere Wichtigkeit, und damit mindert sich auch ihr rein physisches Gewicht; sie brauchten nicht mehr so deutlich, nicht mehr so nachdrücklich ausgesprochen zu werden wie zu der Zeit, da es Unheil angerichtet hätte, wenn sie nicht richtig verstanden wurden.

In den bis jetzt besprochenen Fällen von Bedeutungswechsel, von Abschwächung und Verlust von Silben und Wörtern handelte es sich darum, daß die Sprache eine Einbuße erlitt an sinnlicher Kraft und sinnlicher Fülle, daß aber diese Einbuße sich als ein Gewinn erwies in geistiger Beziehung oder als ein Gewinn von Zeit und Kraft.

Dem gegenüber steht eine andre große Reihe von Erscheinungen, in denen sinnfällige Glieder der Rede zugrunde gehen und andre an ihre Stelle treten.

Untergang und Aufstieg, Absterben sprachlicher Erscheinungen und Aufkommen neuer, lebenskräftiger Gebilde zeigen sich nirgend enger verschlungen als in den Schicksalen, die die großen Reichen der Beugungsformen betroffen haben.

Unser Hauptwort hat in grauer Vorzeit nicht weniger als acht Kasus besessen: außer denen, die uns von der Schule her altbefreundet sind, d. h. dem Nominativ und Akkusativ, Genitiv, Dativ und Lokativ, noch drei weitere mit einer besonderen räumlichen Bedeutung: einen Ablativ, der auf die Frage wo her? stand, einen Lokativ auf die Frage wo? und einen Instrumentalis, der die Begleitung, das Mittel bezeichnete. Noch vor dem Auftreten unsrer Sprachquellen sind Ablativ und Lokativ verschwunden, zumeist deshalb, weil die Endsilben

undeutlich geworden waren. Dann ist in den ersten Jahrhunderten, die durch sprachliche Denkmäler vertreten sind, auch der Instrumentalis im Orkus versunken. Und alles, was seinen Ausdruck durch die abgestorbenen Kasus gefunden hatte, wurde auf die Schultern eines einzigen unter den Überlebenden gelegt, nämlich auf den Dativ, der an dieser Last schwer zu tragen hatte.

Kein Zweifel: es muß diese Entwicklung als eine empfindliche Einbuße erscheinen, und es mußte die Belastung des Dativs zu Undeutlichkeiten führen. Daher wurden die verschiedenen räumlichen Vorstellungen, die ihm aufgebürdet waren, durch Vorwörter näher erläutert: z. B. die Trennungsbedeutung durch »aus«, durch »von«; die Antwort auf die Frage wo? wird durch »an«, »in«, »auf«, »bei« gegeben, die Bedeutung des Instrumentals durch »mit« zum lebhafteren Ausdruck gebracht. Damit ist nicht nur der Verlust gegenüber der älteren Zeit gedeckt, sondern sogar ein Fortschritt erzielt. Denn es waren doch sehr verschiedene Vorstellungen, die Bedeutungen des »an«, »in«, »auf«, »bei«, die ursprünglich der Lokativ allein hatte verkörpern müssen.

Aber auch der eingeschränkte Bestand der vier Kasus Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ ist nicht von ewiger Dauer gewesen. Fast die gesamten Mundarten der Gegenwart haben auch noch den Genitiv eingebüßt, und auch in der Schriftsprache ist dieser Kasus gegenüber früheren Zeiten stark zurückgetreten. Auch dieser Verlust ist wieder entstanden, weil die Endung des Kasus in vielen Fällen undeutlich geworden war.

Hier können wir einmal in lehrreicher Weise die Probe auf die Rechnung machen. Wir können zeigen, daß da, wo der Genitiv erhalten ist, die ebengenannten Ursachen seiner Anzulänglichlichkeit nicht bestanden. Der Genitiv ist nicht untergegangen in gewissen südlichen Gebieten, wie in der Schweiz im Kanton Wallis. Und gerade hier sind die Endungen der Kasus noch deutlicher als anderswo voneinander geschieden. Insbesondere sind die vokalischen Endungen fast noch ganz in der vollen Gestalt erhalten, wie sie etwa das achte Jahrhundert gekannt hat.

Und auch den Gründen für diese Behauptung des ursprünglichen Lautstandes vermögen wir vielleicht noch nachzukommen. Man darf nicht etwa sagen, daß jene Gebiete besonders zäh gewesen seien in der Bewahrung des Alten, denn in andern Dingen haben sie sich ebenso oder noch mehr als andre Mundarten fortschrittlich gezeigt. Die Sache liegt vielmehr wohl folgendermaßen: in den andern Mundarten hat sich die Abschwächung der vollen Endungen ungefähr im elften Jahrhundert vollzogen. Wir können annehmen, daß die alemannischen Vor-

fahren dieser südlichsten Deutschen zu jener Zeit bereits in romanisches Gebiet eingerückt waren, und auch der Boden, auf dem sie heute erscheinen, ist altromanisches Land, und Romanen sind es, an die sie im Süden grenzen. Diese Romanen aber kannten nicht die so starke Hervorhebung der Hauptsilbe gegenüber der Nebensilbe, die sonst die Abschwächung herbeigeführt hat, und diese Eigenart können sie auf die deutschen Nachbarn und Nachfolger übertragen haben.

Wo nun aber der Genitiv in der lebendigen Rede tatsächlich untergegangen ist, da hat der Verlust auch wieder Förderung gebracht. »Das Haus meines Vaters« stellt ein Besitzverhältnis dar; »ein Stück des Gartens« bezeichnet ein Teilverhältnis: also zwei ganz verschiedene gedankliche Verknüpfungen erhalten denselben sinnlichen Ausdruck. In der Mundart dagegen heißt es: »meinem Vater sein Haus«, aber: »ein Stück von dem Garten«: zwei verschiedene Bedeutungen, zwei verschiedene Mittel der Bezeichnung. Mit solchen Spaltungen verfährt die Sprache wie das Leben der Natur und das Leben der Menschheit überhaupt. Beim niederen Tier sind Geruch und Geschmack oder die Fortpflanzung und die Verarbeitung der Nahrung denselben Körperteilen übertragen: der Aufstieg zur höheren Entwicklung schafft jeder Aufgabe das eigne Werkzeug.

Trotzdem gibt es weiche Gemüter, denen die Einbußen des Genitivs Kummer und Argernis bereiten, die ängstlich besorgt sind, das kostbare Gut zu festigen, ja zu mehren. Man kann der Forderung begegnen, daß in Straßennamen, Namen von Plätzen usw. die Namen von Personen jeweils in der Form des Genitivs zu erscheinen hätten. Man müßte also »Bismarcksplatz«, »Schillersgymnasium« sagen. Mit solcher Forderung veründigt man sich gegen den Sprachgebrauch und gegen den sehr weisen Gang der Sprachgeschichte. Denn die genaue Beobachtung lehrt, daß die Sprache einen deutlichen Unterschied macht zwischen Bildungen mit Vornamen und solchen mit Zunamen. Es heißt »Ludwigsplatz«, »Kaiser-Wilhelms-Kanal«, aber »Schillerplatz«, »Schillerlinde«, »Goethegymnasium«. Und diese Unterscheidung hat ihren guten Grund. In der älteren Zeit wurden für solche Benennungen insbesondere die Namen der Fürsten verwandt, die unsern heutigen Vornamen gleichzusetzen sind. Und »Karlsruhe« war wirklich die Ruhe Karls, die »Karlschule« wirklich die Schule Karls, die Schule, die ein Karl gegründet hatte.

In späteren Zeiten kam man dazu, auch andern als regierenden Persönlichkeiten in den Bezeichnungen von Ortschaften und Baulichkeiten ein Denkmal zu setzen: hier wurden naturgemäß die Zunamen verwendet. Diese ge-

wöhnlicheren Sterblichen, sie waren nicht mehr die Begründer der Schule, sie haben nicht auf dem Platz oder in der Straße gewohnt, die ihren Namen tragen. Es heißt also »Bismarckplatz«, denn es ist kein Platz Bismarcks; es heißt »Goetheschule«, denn es ist nicht die Schule Goethes. Nachdem diese Regel sich einmal durchgesetzt hat, greift sie auch dann ein, wenn die Auflösung durch Hauptwort mit Genitiv tatsächlich möglich wäre: es heißt »Bismarckdenkmal«, obwohl es sich um ein Denkmal Bismarcks handelt. Also die neue Scheidung, die die Sprache geschaffen hat, wird wiederum neuen Aufgaben, einer neuen Stufe der sachlichen Entwicklung gerecht.

Das gleiche Spiel wie beim Hauptwort treffen wir auch beim Zeitwort; auch hier ein Ab und Auf von Verlust und Neubildung.

Die indogermanische Urzeit hat u. a. eine besondere Form zur Bezeichnung einer künftigen Handlung besessen. Diese Form ist schon in der ältesten germanischen Zeit verschwunden, aus Gründen, die sich nicht deutlich erkennen lassen. Aber gleich in den frühesten Quellen des Germanischen beginnen wieder die Versuche, für das Fehlende Ersatz zu schaffen. Alfilar, der Übersetzer der gotischen Bibel, bemüht sich, der griechischen Zukunftsform gerecht zu werden etwa durch die Umschreibung mit »haben«: *haba taujan*, d. h. »ich habe zu tun«, ungefähr soviel wie »ich werde tun«. Das ältere Deutsch hat einen andern Weg eingeschlagen, wenn es sagt: »ich skal tun«, d. h. »ich soll tun«; es liegt aber die gleiche Anschauung zugrunde wie bei dem Goten die Annahme, daß aus der Verpflichtung, etwas zu tun, in der Regel die Erfüllung hervorgehen wird. Diese Umschreibung mit »sollen« hat freilich den Nachteil einer gewissen Unklarheit: es ist sehr oft undeutlich, ob es sich nur um die Angabe des Zukünftigen oder um die Betonung der Verpflichtung, der Bestimmung handelt. So war der Boden vorbereitet für eine neue Bildung, die von jenem Mangel frei war: der zukünftige Vorgang wird jetzt ausgedrückt durch »ich werde tun«, »ich werde kommen« usw. Die ältere Umschreibung mit »sollen« zieht sich wieder auf ihre ursprüngliche Stellung, auf den Ausdruck der Verpflichtung zurück.

Zur Bezeichnung der Vergangenheit besaß jene indogermanische Vorzeit zwei ihrem Wesen nach verschiedene Formen. Die eine — nennen wir sie Präteritum — diente einfach dem Bericht, der Erzählung; die zweite — das Perfektum — stellte fest, welcher Zustand der Gegenwart aus dem Vorgang der Vergangenheit sich ergeben hat. Die ältesten Quellen des Germanischen wissen nichts mehr von diesem Unterschied; sie besitzen nur noch eine Form, die von Vergangenem Kunde gibt. Aber bald

tritt auch hier eine Neuschöpfung ein: statt der einen Form des Indogermanischen besitzen wir schließlich deren drei: »ich tat«, »ich habe getan« und »ich hatte getan«. Mit der Form »ich hatte getan« haben wir auch etwas erhalten, was bis dahin gefehlt hatte: die Möglichkeit, das zeitliche Verhältnis des einen Vorgangs zu einem andern zu bezeichnen: »Da sie ihn aber gekreuziget hatten, teilten sie seine Kleider«.

Und noch zu einer zweiten Feinheit hat uns die Neuschöpfung verholfen. Wir unterscheiden: »ich habe gefessen«, »ich habe geritten« und »ich bin gefessen«, »ich bin geritten«. »Ich habe geritten« bringt zum Ausdruck, daß die Handlung in der Vergangenheit Dauer gehabt hat; wir können sagen: »ich habe drei Stunden geritten«; dagegen »ich bin geritten, ich bin von Gießen nach Frankfurt geritten« bezeichnet einfach den Abschluß eines Vorgangs.

Nirgend aber drängt sich eine größere Fülle von Erscheinungen als auf dem Gebiete des Wortschatzes: unablässig vollzieht sich der Wechsel von Altem und Neuem; ermüdete, unbrauchbar gewordene Truppen werden aus dem Kampf zurückgezogen, frische, besser ausgerüstete treten an ihre Stelle.

Um die Person zu bezeichnen, die eine Handlung ausführt, standen ursprünglich ganz einfache Bildungen zur Verfügung, von denen noch heute einzelne Reste besitzen: wer bürgt, *bi* der »Bürge«, wer zeugt, der »Zeuge«, wer fährt, der »Ferge«; wer bäckt, das war der »Bed«, der noch vielfach in Personennamen vorliegt, im einfachen Namen »Bed«, wie in »Brotbed«, »Geistbed«, »Loßbed«. Eine jüngere Zeit hat zum selben Zweck eine vollere Bildung verwendet, eine Bildung mit der Silbe »-er«: jetzt wird von »baden« der »Bäder« abgeleitet, von »erzeugen« »Erzeuger«, von »fahren« »Fahrer«. Ein weiterer Schritt, und es tritt an die Stelle der Ableitung ein vollständiges Wort: der »Aderer« wird zum »Adersmann«, der »Ferge« zum »Fährmann«, der »Wanderer« zum »Wandersmann«, die »Wäscherin« zur »Waschfrau«, zum »Waschweib«, die »Pflegerin« zur »Pflegeschwester«, die »Schwägerin« zur »Schwagbabe«, der »Schreier« zum »Schreihals«. Auf einer letzten Stufe der Entwicklung werden sogar Bestandteile von Eigennamen oder die Eigennamen selbst zur Bildung solcher Wörter verwendet: der »Trinker« wird zum »Trunkenbold« (man vergleiche Namen wie »Humboldt«, »Kurzbold«, »Seibold«), der »sich Drückende« zum »Drückberger«, der »Wühler« zum »Wühlhuber«, der »Prabler« zum »Prabhans«, der »Seuler« zum »Seulmeier«.

Ganz ähnlich ging es mit den Wörtern, die eine Mehrheit bezeichnen sollen. Von alters

her wurden hierfür Bildungen mit der Vorsilbe »ge-« geschaffen; der »Berg: das »Gebirge«, das »Feld: das »Gesilde«, der »Wurm: das »Gewürm«; eine Mehrheit von Knechten hieß im Mittelhochdeutschen das »Geknichte«. Aber wenn wir heute eine Mehrheit von Kindern, von Menschen bezeichnen wollen, so bilden wir nicht das »Gekinde« oder das »Gemensche«, sondern die »Kinderschar«, die »Menschenmenge«, die »Menschheit«. Eine Menge von Häusern ist uns nicht ein »Gehäuse« — das wäre arg mißverständlich —, sondern eine »Häusermasse«, ein »Häuserviertel« oder — man verzeihe das Fremdwort — ein »Häufertomplex«. Das »Gebäd« wird zum »Bachwerk«, »Gebüsch« und »Gesträuch« zum »Buschwerk«, zum »Strauchwerk«, das »Gesühbe« der älteren Sprache zum »Schuhwerk«.

Aber nicht bloß gewisse Bildungen seien sind zurückgetreten oder untergegangen, um andern, lebenskräftigeren Platz zu machen. Auch ganze Wörter, ganze Wortstämme sind verschwunden und durch andre ersetzt worden. Ein uraltes germanisches Wort für Kampf und Krieg ist das Wort »hadu« gewesen, das noch in Namen »Hadwig« und »Hadubrand« fortlebt. Aber schon den ältesten Quellen des Englischen oder des Deutschen ist das Wort in seinem selbständigen Dasein abhanden gekommen; es erscheint nur noch als Glied von Zusammensetzungen, als Bestandteil von Eigennamen. Es hat die Herrschaft an zwei andre Wörter abgeben müssen, die freilich früher auch schon vorhanden waren, an »gund« und »hild«, die uns heute gleichfalls noch in Eigennamen geläufig sind, wie »Gunther«, »Hildegund« und »Kriemhild«. Die Wörter »gund« und »hild« sind im ältesten Englischen durchaus gebräuchlich, dagegen unsern hochdeutschen Quellen schon in der frühesten Zeit nicht mehr vertraut. Hier ist »wig« an ihre Stelle getreten, das noch in Namen wie »Wigbert« - »Wichert«, »Wigand« - »Weigand« vorliegt. Dieses »wig« hat die alte Zeit bis hinein in die mittelhochdeutsche Dichtung beherrscht, wo dann das Wort »Streit« die Führung erhält, dazu das Wort »Sturm«, indem das Wüten des Kampfes mit dem Toben von Wind und Wetter verglichen wird. Erst die neuhochdeutsche Zeit hat den Wörtern »Kampf« und »Krieg« zu entscheidender Bedeutung verholfen.

In ähnlicher Weise haben die Waffenbezeichnungen einander abgelöst. Die älteste Waffe von Wurf und Stoß ist der »Ger«. Das Wort ist aber bereits im zwölften Jahrhundert altmodisch geworden. Eine Zeitlang tritt dafür das Wort »Spieß« hervor, aber die eigentliche höflich-ritterliche Waffe, mit der Hartmanns und Gottfrieds Helben kämpfen, das ist der »Speer«. Mit dem Verfall des Rittertums

verschwindet auch der »Speer«, und der »Spieß« kommt wieder zu seinem Recht als die Waffe des Fußvolks. Unsere Reiter endlich ziehen mit der »Lanze« in die Schlacht. Die alte Stieb- und Stoßwaffe ist das »ede«, was noch im Namen »Edehart« fortlebt. Es wird abgelöst durch das »Schwert« und dieses wieder durch »Degen«, »Pallasch« und »Säbel«, durch »Rapier« und »Florett«. Oder ein friedliches Beispiel: Das älteste Wort, das der Germane für die Handlung des Schreibens verwendet hat, war das Wort »writan«, das englische »to write«, das wir noch im Worte »Reißzeug« besitzen und das soviel wie »einritz« bedeutet hat, einritz in Holz, Metall oder Stein. Als aber ein neues Verfahren aufkam, als die Buchstaben mit einem Farbstoff aufgetragen wurden, da hat Alfilar das Wort »malen« verwendet, bis endlich im eigentlichen Deutschen das Wort »schreiben« zur Herrschaft gelangte, entlehnt aus dem Lateinischen. Hier hat der Mangel, der dem Fremdwort anhaftet, sein Mangel an Deutlichkeit und Anschaulichkeit, einmal einen gewissen Vorteil gehabt: »schreiben« konnte von vornherein Eingeritztes, Eingehauenes, Aufgemaltes in gleicher Weise bezeichnen.

Damit sind wir aber zur Betrachtung einer Erscheinung hingeführt, die ganz besonders tief in das Leben der Sprache eingreift: zur Frage des Fremdworts. Es kann nicht meine Absicht sein, hier jedes Für und Wider zu erörtern. Wir haben es nur zu prüfen im Hinblick auf unsern Grundgedanken, auf die Frage, ob das Neue Förderung, Bereicherung der Sprache gebracht hat oder Verderbnis, Verfall bedeutet.

Es ist überhaupt sehr bedauerlich, daß die rein wissenschaftliche Betrachtung der Fremdwörter noch arg im Rückstand ist. Die älteren Bände des Grimmschen Wörterbuches haben sich kaum um das Fremdwort gekümmert. Rudolf Hildebrand hat sich in seinem Anteil am Wörterbuch nach Kräften gestraubt, Wörter als Fremdwörter anzuerkennen. Erst vor kurzem haben wir von Hans Schulz die erste Hälfte eines wissenschaftlichen Fremdwörterbuches erhalten. In bezug auf die formale Behandlung des Fremdwortes bedarf es noch vielfältiger Untersuchungen.

Stellen wir nun von unserm Standpunkt aus die Frage nach dem geschichtlichen Wert des Fremdwortes, so scheinen wir in eine üble Zwidmühle zu geraten. Unsere Zeit erhebt begeistert die Forderung: Hinweg mit dem fremden Wesen in jeglicher Gestalt! Aber unsere ganze Betrachtung scheint das Recht der Fremdwörter zu erweisen. Sie sind da; sie sind sehr kräftig da. Man könnte sagen: zu allen Zeiten, in immer größerer Masse, sind Fremdwörter in das Gebiet der deutschen Sprache eingedrungen. Wenn es also wahr ist,

daß der Gang der sprachlichen Entwicklung einer inneren Notwendigkeit gehorcht, daß die Sprache immer vollkommener ihren Zwecken sich anpaßt, dann ist es Torheit, dann ist es zweckwidrig, sich den Fremdwörtern entgegenzustemmen. So könnte man sagen, und so hat man tatsächlich gesagt. Mit einem solchen Schlußverfahren kann man freilich auch noch zu ganz andern Folgerungen gelangen. Man könnte sagen: Seit Jahrhunderten sind immer wieder die Franzosen in deutsches Land eingebrochen: also ist das eine geschichtliche Notwendigkeit, die wir anerkennen müssen; also legen wir die Hände in den Schoß, berufen wir unsre Truppen aus Frankreich zurück und verzichten wir darauf, in einem künftigen Frieden unsre Grenzen nachdrücklich sichern zu wollen. Und noch eins. Wer auf die geschichtlichen Tatsachen Wert legen will, daß immer wieder fremde Wörter bei uns eingewandert sind, der darf die andre geschichtliche Tatsache nicht vergessen, daß der Kampf gegen die Fremdwörter, das Bemühen, Fremdes durch Heimisches zu ersetzen, auch bald ein Jahrtausend alt ist. Wie die deutsche Sprache aussehen würde, wenn nicht immer wieder vaterländisch gesinnte Männer sich um ihre Reinheit bemüht hätten, das wissen wir nicht. Es ist also die bare Willkür, wenn die Leute meinen, man solle die Entwicklung ruhig der unbewußten Natur überlassen; der Strom werde sich von selber regulieren, wie er das schon bisher getan habe. Seltsam, daß die Vertreter dieser Anschauung es für notwendig halten, die Verdeutschungsbestrebungen zu bekämpfen; sie müßten das Vertrauen haben, daß die unbewußte Natur das Störende von selbst ausscheiden wird.

Für die Beurteilung der Frage, ob das Fremdwort nicht im Widerspruch stehe mit der Lehre von der fortschreitenden Entwicklung der Sprache, ist ein Umstand von entscheidender Bedeutung. Beim Eindringen des Fremdwortes sind zum Teil außersprachliche Mächte am Werke, Mächte, die in der sonstigen Sprachentwicklung kaum eine Rolle spielen: die Eitelkeit der Menschen, die Sucht, etwas darzustellen, aber vor allem die durch Jahrhunderte wirkende Schwäche Deutschlands und die daraus erwachsende Schwäche unsers Volksbewußtseins. Sie haben es verschuldet, daß bis ins vorige Jahrhundert hinein die Sprache des Hofes, die Sprache der höheren Gesellschaftsschichten das Französische gewesen ist. So sind ohne inneren Grund zahllose fremde Bestandteile in die deutsche Rede eingeführt worden, und die unteren Schichten des Volkes haben sie mit Begier aufgenommen. Jene Schwäche, sie hat es verschuldet, daß wir zusehen müssen, wie das Ausland uns wegen unsrer Fremdwörter mit Spott und Hohn überschüttet bis auf die heu-

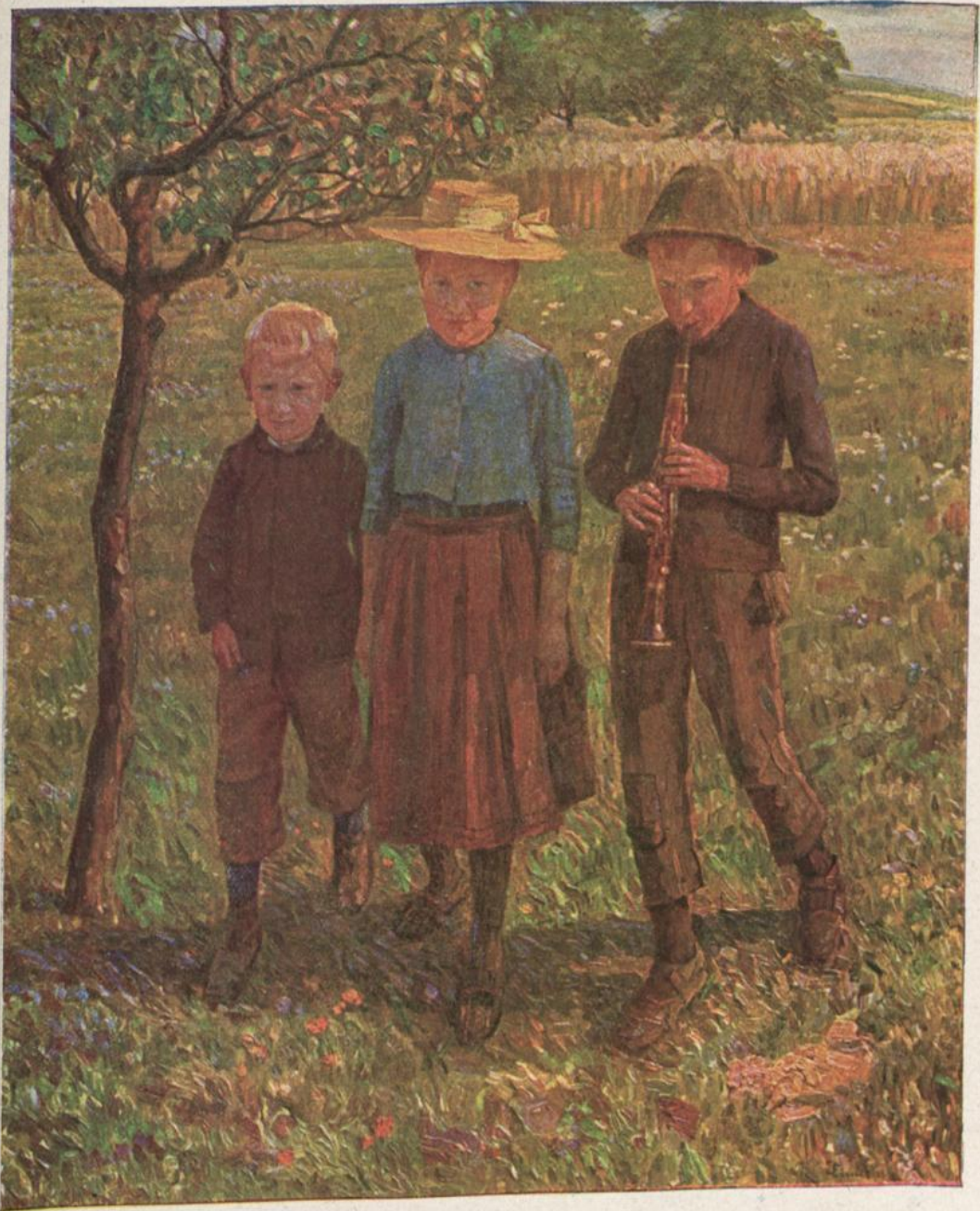
tige Stunde. Und noch heute fehlt es nicht an hartnädigen Verteidigern der Eindringlinge!

Die seltsame Begeisterung für das fremde Sprachgut wird zum Teil nur dadurch verständlich, daß seine Verehrer gar keine Ahnung davon haben, in welchem Umfang sie selbst den Verdeutschungsbestrebungen verpflichtet sind, in welchem Umfang unsre Sprache von derartigen bewußten Neubildungen durchsetzt ist, also durch den Kampf gegen die Fremdwörter ganz unmittelbare Bereicherung erfahren hat. Ich verweise auf Wörter wie »altertümlich«, »zerstreut«, »abrüsten«, »sich eignen«, »Bahnsteig«, »Ergebnis«, »fragwürdig«, »Gegenstand«, »Kleinbahn«, »Mundart«, »Öffentlichkeit«, »Vertrag«, »Vollmacht«, »Wörterbuch«, die mit bewußter Absicht an die Stelle von lateinischen oder französischen Wörtern gesetzt worden sind. Unsre heutige Geschäftssprache redet von »Senior« und »Junior«; in der ältesten Zeit hat man »junior« in deutschem Sprachstoff nachgebildet, und so entstand das Wort »Jünger«. Ebenso ist das Wort »Herr« unsprünglich die Steigerung unsers Wortes »hehr«, das früher »alt« bedeutet hat, und gibt so das lateinische senior wieder, das im Romanischen zu signore, seigneur gewandelt wurde.

Daran zeigt sich zugleich, wie schwankend der Begriff des Unentbehrlichen ist. Ehe das Wort »Bahnsteig« von Otto Sarrazin geprägt wurde, hat zweifellos jedermann das Wort »Perron« für unentbehrlich gehalten. Sehr lehrreich ist die lange Liste von angeblich unentbehrlichen Fremdwörtern, die vor dreißig Jahren Gustav Rümelin aufgestellt hat. Unter ihnen erscheinen z. B. »Alinea«, »arbiträr«, »Asot«, »contrasignieren«, »degenerieren«, »divertieren«, »gouvernieren«, »incamerieren«, »minorenn«, »planieren«, »Ranzion«, »Rectangel«, »Relicten«, »Revenuen«, Wörter, die wir zum Teil kaum verstehen, und für die wir die besten deutschen Wörter zur Verfügung haben.

Man hat auch behauptet, daß mit der Verdrängung des Fremdwortes durch ein deutsches die Sprache einen empfindlichen Verlust erfahre. Das ist maßlos übertrieben. Ich wüßte nicht, welcher Verlust erlitten würde, wenn »Resultat« neben »Ergebnis« ganz verschwände, oder welches Unglück geschah, als »Tête« durch »Spitze«, »Avantgarde« durch »Vorhut« ersetzt wurde. Zugleich lehrt hier der so oft begangene Fehler wieder, daß man das Fremdwort für sich allein betrachtet, statt den Blick auf die Schicksale des Sprachschazes überhaupt zu richten. Auch wenn echt deutsche Wörter untergehen, ist damit häufig die Einbuße irgendeiner Beziehung, irgendeiner Färbung verbunden.

Der Kampf gegen das Fremdwort soll aber im besonderen dadurch eine Verarmung der Sprache herbeiführen, daß er eine Minderung



Ernst Eimer:

Im Sonnenschein

Aus der Ausstellung bei Eduard Schulte in Berlin  
Zu dem Aufsatz »Ernst Eimer« von Ernst Warburg

an gleichbedeutenden Wörtern, an Vertretern für einen bestimmten Vorstellungskreis zur Folge habe. Aber wie liegen denn die Dinge wirklich? In sehr zahlreichen Fällen war zunächst das Fremdwort allein vorhanden; gerade die Verdeutschungen sind es gewesen, die erst den größeren Vorrat geschaffen haben; ihre Gegner mühten also diese Bestrebungen mit Dankbarkeit begrüßen, statt sie leidenschaftlich zu bekämpfen.

Kein Mensch wird leugnen, daß das Streben nach Verdeutschung auch höchst unglückliche Gebilde hervorgebracht hat. Wer damit etwas gegen die Sprachreinigung überhaupt beweisen will, dem fehlt wieder der Blick für die Geschichte unsrer Sprache. Hunderte und Tausende von neuen Wörtern werden durch die Zeiten hindurch neu geschaffen auch ohne die Absicht der Sprachreinigung, und ein großer Teil von ihnen führt nur das Leben eines Tages, taucht wieder unter, weil keine glückliche Hand sie gebildet hat, weil sie nicht den wirklichen Zwecken der Sprache dienen.

Daß die Fremdwörter in besonders hohem Maße den Zwecken der Sprache zuwider sind wegen ihrer Unklarheit, ihrer Verschwommenheit und Unbestimmtheit, das brauche ich nicht weiter auszuführen. Nur ein einziges Beispiel sei hervorgehoben, das eine Rolle gespielt hat in den kriegerischen Stürmen unsrer Zeit. Als seinerzeit der tapfere Befehlshaber von Przemysl die Aufforderung erhielt, seine Feste zu übergeben, da hat er es abgelehnt, eine »meritorische« Antwort zu erteilen. Ich glaube, Millionen von Deutschen haben nicht gewußt, daß das nichts andres bedeutet, als eine auf die Sache selbst eingehende Antwort; am wenigsten haben es die gewußt, die das aus dem Lateinischen stammende Wort mit Hilfe des Lateinischen sich deuten wollten.

Man hat zugunsten des Fremdwortes geltend gemacht, daß es die Verständigung im fremden Lande erleichtere. Gewiß ist es be-

quem, in romanischen Ländern nach la poste zu fragen als in Griechenland nach der ἐπιστολική, aber wer darauf großes Gewicht legen will, zeigt wiederum die Enge seines Blickes. Denn es gibt Hunderte, viele Hunderte von Fremdwörtern, die uns in der Fremde völlig im Stich lassen, ja vielleicht geradezu in Verlegenheit bringen. Wer auf einem Pariser Bahnhof nach dem »Perron« hätte fragen wollen, würde gänzlichem Unverständnis begegnet sein. Und wer in Frankreich an Sommerschwülen Tagen erklären wollte: Ich bin echauffiert — je suis échauffé —, der würde etwa seinen Tischgenossen die erstaunliche Mitteilung machen, daß er an Verstopfung leide.

Die verständnisfeindliche, die verkehrshemmende Wirkung des Fremdwortes, sie trifft jedoch nicht bloß den einzelnen, sie greift tief ein in das Leben des Volkes. Wie oft lachen wir über die Entstellungen, die das Fremdwort im Munde des Halbgebildeten, des Angebildeten erfährt! Aber im Grunde ist das Lachen nicht an seinem Platze; es handelt sich vielmehr um eine sehr ernste Sache. Mit den Schwierigkeiten, die die Schreibung, die Beugung, das Verständnis des Fremdwortes bietet, wird nur der Gebildete, der Kenner fremder Sprachen einigermaßen fertig. Der Arbeiter, die Frau aus dem Volke scheitern oft genug an den Aufgaben, die ihnen das Fremdwort stellt, und sie empfinden vielfach aufs peinlichste dieses Scheitern. Es fällt in der Sache oft schwer genug, daß die verschiedenen Schichten der Bevölkerung sich verstehen. Dulden wir nicht, daß in der Sprache, in dem äußeren Mittel der Verständigung, sich Klüfte auftun oder bestehen bleiben. Und so weisen hier sprachliche Bestrebungen und vaterländische Bestrebungen gemeinsam zum selben hohen Ziel. In einer Zeit, die keine politischen Parteien mehr kennen will, darf es auch keine sprachlichen Scheidewände mehr geben. Und darum: Sie gut deutsch allewege!

## Wenn ihr wiederkehrt

Mondelang hat eure Sehnsucht geschrien,  
Blut in die Gräben rann,  
Ihr lagt vor Gott auf wunden Knien  
Mann für Mann.

Wie Jakob habt ihr mit ihm gerungen,  
Euer Leben stand wider den Tod,  
Und mählich habt ihr es dann gezwungen:  
Ein Segen wuchs euch aus der Not.

Nun seid ihr reich, reich zum Verschwenden,  
Gaben- und fruchtebeswert;  
Und steht mit überreichen Händen,  
Wenn ihr wiederkehrt.

Es wird in Glanz und heiterer Klarheit  
Ausblühn um euch die neue Zeit;  
Ihr seid das Reich und seid die Wahrheit  
Und seid die Kraft und Herrlichkeit.

Wilhelm Lennemann